

Rotstift

Immer mehr Hallenbäder stehen in der Kritik. Da ist zum einen ab November die mangelnde Sonneneinstrahlung. Und zum andern die dicke Luft. Auch klagen Besucher über halb-nackte Badegäste. Andere fragen sich, wo genau sie in der Leihbadehose ihr Handy unterbringen sollen. Hier müssen die Betreiber dringend nachbessern. Dass weder Currywurst noch Pommes rot-weiß wasserfest sind, gilt als weiteres Manko. Und die Riesenrutsche ist für Riesen gar nicht geeignet. Schon Durchschnittsmenschen von einsachtzig können sich in den engen Windungen verkeilen. Die größte Gefahr aber geht vom Wasser selbst aus. Die meisten Nutzer scheitern bei dem Versuch, darüberzulaufen. Vielen ist es danach im Becken zu kalt, zu warm oder zu nass. Die Longdrinks hingegen sind immer zu kurz, und nirgends gibt es einen Eiswürfelspender. Schließlich schmeckt die Sonnencreme auf den Hamburgern unglaublich süß und man sollte sich damit auch nicht einreiben. Besser ist es, bei Hautrötungen die Sauna schleunigst zu verlassen.

Manfred Merz

Große Tragödie um die Liebe

Autoren aus Frankreich und Kroatien und erstmals auch ihre Übersetzer sind in Frankfurt mit dem Deutschen Kinder- und Jugendtheaterpreis ausgezeichnet worden. Die Preise sind mit jeweils 10000 Euro dotiert und werden alle zwei Jahre vom Bundesfamilienministerium vergeben. Den Deutschen Kindertheaterpreis 2018 erhielt der Franzose Fabrice Melquiot für sein Stück „Die Zertrentlichen“ in der Übersetzung von Leyla-Claire Rabih und Frank Weigand – laut Jury „eine große Tragödie um Liebe, Macht und Herrschaftsansprüche für Kinder“. Der Deutsche Jugendtheaterpreis 2018 geht an den Kroaten Dino Pežut für „Der (vorletzte) Panda oder Die Statik“ in der Übersetzung von Alida Bremer unter Mitarbeit von Sonja Anders und Friederike Heller. Für die Jury ist das Stück „eines der politischsten des aktuellen Jugendtheaters“ mit „messerscharfen Sätzen“. dpa

„Feine Sahne“ im Fernsehen

Das ZDF will das viel diskutierte Konzert der Band „Feine Sahne Fischfilet“ am 6. November in Dessau aufzeichnen. Der Auftritt der Punkband werde im Rahmen der Sendereihe zdf@bauhaus am 1. Dezember um 23.30 Uhr in 3sat ausgestrahlt, teilte das ZDF in Mainz mit. Nachdem der ursprünglich im Rahmen der Musiksendung zdf@bauhaus geplante Auftritt im Bauhaus von der Stiftung Bauhaus Dessau untersagt worden war, findet der Auftritt jetzt in der Alten Brauerei in Dessau statt. Moderator Jo Schück werde im Gespräch mit der Band auch die aktuellen Geschehnisse thematisieren. epd

„Und plötzlich hast du diese Macht“

Interview Sängerin Katie Melua über das Geheimnis der Musik, die dunklen Seiten des Ruhms und ein langes Leben

Die anmutige Georgierin Katie Melua mit Wohnsitz bei London ist seit anderthalb Jahrzehnten mit ihren gefälligen Popsongs und der sanften, weichen Stimme prächtig im Geschäft. Auf „Ultimate Collection“ blickt Melua (34) zurück. Am 26. November tritt sie in der Alten Oper Frankfurt auf. Steffen Rühth hat sie in London angerufen.

Frau Melua, was machen Sie gerade?

KATIE MELUA: Ich sitze in der Küche unseres Hauses und schreibe am Text für einen Song. Ich arbeite schon seit anderthalb Jahren an meinem nächsten Album. Ich bin so langsam, es dauert ewig.

In Ihrer früheren Heimatstadt Tiflis wurden Sie gerade zur Ehrenbürgerin ernannt. Was bedeutet Ihnen das?

MELUA: Das war definitiv einer der schönsten Tage meines Lebens. Ich hatte selbst die Idee, an meinem Geburtstag in Tiflis zu spielen. Es war ein herrliches Konzert. Mittendrin kam plötzlich der Bürgermeister auf die Bühne und überreichte mir den Schlüssel der Stadt. Am Ende gab es ein krasses Feuerwerk. Ich war sprachlos. Die Georgier sind so liebevoll. Ich bin stolz, eine von ihnen zu sein.

Sie sind mit acht Jahren nach dem georgischen Bürgerkrieg mit Ihrer Familie ausgewandert. Wie häufig sind Sie noch in Ihrem Heimatland, das gerade Ehrengast der Frankfurter Buchmesse war?

MELUA: Ein paar Mal im Jahr. Ich habe in Gori vor zwei Jahren das Album „In Winter“ mit dem „Gori Women's Choir“ aufgenommen. Sechzehn der Frauen aus dem Chor werden mich nun auf meiner Tournee begleiten. Im April war ich in Batumi am Schwarzen Meer, zum 80. Geburtstag meiner Oma.

Wie war das?

MELUA(kichert): Wahnsinnig lustig. Meine Oma ist seit dreißig Jahren Witwe. Seitdem hatte sie keinen Partner, obwohl einmal im Jahr ein Mann mit Blumen an ihre Tür klopft und sie um ein Date bittet. Ein ehemaliger Bauarbeiter, eigentlich ein freundlicher Kerl, aber Oma, die mit ihrer Tochter und Nichte zusammenlebt, geht nie mit. Wir haben eine reine Mädels-

party gefeiert. Omis Freundinnen, meine Mutter, ich, es kamen ausschließlich Frauen. Wir alle tanzten, sangen und aßen. Herrlich.

Ist Ihnen das auch schon passiert, dass ein Verehrer mit Blumen ankam und mit Ihnen ausgehen wollte?

MELUA: Einmal, mit 17. Ich fand das süß. So was macht man ja heutzutage überhaupt nicht mehr, und schon gar nicht in London, wo alle immer so beschäftigt und gestresst dabei sind, die Karriereleiter hochzuklettern. In Georgien scheinen mir die Menschen noch einen Hang zur Romantik zu haben, auch zur Muße. Sie legen ihr Herz im wahrsten Sinne des Wortes auf die Türschwelle.

Sie haben mit 19 Ihr erstes Album „Call Off The Search“ rausgebracht. Ist Ihnen in der Musikbranche jemals etwas #MeToo-artiges begegnet?

MELUA: Nein. Ich hatte nie ein un gutes Erlebnis oder auch nur das Gefühl, dass etwas nicht stimmt. Bei mir war es eher andersherum extrem. Ich wurde fast schon überbehütet, man passte wahnsinnig gut auf mich auf.

Das hört sich auch ungesund an.

MELUA: War es auch. Ich fühlte mich damals zunehmend bedrängt, so unfrei. Ich wollte ausbrechen, mit anderen Leuten arbeiten, was ich auf dem Album „The House“ 2010 auch endlich durfte. Trotzdem: Das war mir alles zu viel, zu eng. Ich wollte Neues ausprobieren, Experimente wagen, atmen.

Eines der neuen Stücke auf der „Ultimate Collection“ ist „Bridge Over Troubled Water“ von Simon & Garfunkel. Welchen Bezug haben Sie zu dem Song?

MELUA: Für mich ist „Bridge Over Troubled Water“ eines der herausragenden Werke der westlichen Kultur. Du hörst dieses Lied, und deine Stimmung hellt sich sofort auf. Das ist für mich der Vorzug der Musik gegenüber anderen Künsten wie Theater, Literatur oder Film: Um dich von einem Song gefangen nehmen zu lassen, musst du kein Geld bezahlen, dich nirgendwo anstellen oder stundenlang lesen. Lieder wie dieses sind der Grund, warum ich Sängerin bin. Ich selbst tauche beim Singen ein in diese Welt und fühle mich verwandelt.



Katie Melua begleitet sich auf der Gitarre. Mit georgischen Sängerinnen kommt sie nach Frankfurt. Foto: dpa

Wovon handelt der Song aus Ihrer Sicht?

MELUA: Von bedingungsloser Liebe: Ich bin für dich da, und ich gebe mich für dich hin. Eine schönere Metapher kann ich mir gar nicht ausmalen. Paul Simon ist ein wundervoller Mensch, sehr bescheiden.

Sind die berühmtesten Künstler nicht immer auch die bescheidensten?

MELUA: Oft jedenfalls. Manche müssen Bescheidenheit und Demut auch erst lernen.

Und Sie?

MELUA: Mich hat das damals schon beeindruckt, welche Macht du plötzlich über Menschen hast. Ich war noch ein Teenager oder Anfang 20: Die Liebe, die all diese

fremden Leute dir im Konzert zuteilwerden lassen, das ist verrückt und nicht ganz greifbar. Manche werden abhängig von dieser Bewunderung, das ist wie eine Sucht. Wenn eine Tour vorbei ist, fehlt dir der Applaus, und die Leute, die dich in Watte gepackt und alles Unangenehme von dir ferngehalten haben, sind nicht mehr da. Nach einigen Jahren habe ich gespürt, dass ich falsch werde, oberflächlich, zickiger. Ich fühlte mich, als würde ich von innen ausgehöhlt.

Sie konnten sich selbst nicht mehr ausbeuten?

MELUA: Ja. Ich war immer sehr ehrgeizig, ich habe gedacht, ich arbeite hart, der Erfolg ist die Norm, der steht mir zu. Wie schwer das al-

les in Wirklichkeit ist, wie viel Glück ich auch hatte, ist mir erst später bewusst geworden.

Sie hatten 2010 ein Burnout und mussten wochenlang in einer Klinik auch medikamentös behandelt werden. War das die Quittung?

MELUA: Heute denke ich, meine Krankheit war das Resultat aus meinem Verhalten und den Umständen. Ich hatte mich in kreativen Konflikten aufgerieben, war rastlos. Gleichzeitig war da diese bescheuerte Arroganz, alles besser zu wissen. Ich hatte das Wesentliche verloren: meine Liebe zur Musik. Die ist glücklicherweise wieder zurückgekehrt, als es mir besser ging. Wenn ich mir die 33 Songs dieser Kollektion anhöre, empfinde ich

Stolz auf diese Lieder. Ich habe überwiegend glückliche Erinnerungen.

Von den Georgiern heißt es, dass viele von ihnen sehr alt werden. Wenn Sie jetzt alle fünfzehn Jahre ein „Best-Of“-Album machen, wie viele sollen es noch werden?

MELUA: Also, ich habe nicht vor, so schnell aufzuhören. Es gibt in der Musik noch so viel für mich zu entdecken. Die hohe Lebenserwartung liegt vielleicht daran, dass wir vieles essen, was tatsächlich daheim angebaut wird, und dass das Klima in Georgien einem gesunden Leben sehr zuträglich ist.

Konzept

Alte Oper Frankfurt, 26. November, 20 Uhr. Tickets: (069) 1340400.

Auf den Spuren des verschwundenen Vaters

Roman Jennifer Egan erzählt in „Manhattan Beach“ von einer jungen New Yorkerin in der rauen Gangsterwelt der 30er Jahre

Die bisher mit experimentierfreudigen Romanen sehr erfolgreiche US-Autorin präsentiert diesmal eine spannende Geschichte aus der Halbwelt.

VON THOMAS BORCHERT

Gleich der erste Satz kettet die drei Hauptpersonen für den Rest dieses spannenden Romans aneinander: „Anna merkte erst, wie nervös ihr Vater war, als sie das Haus von Mr. Styles erreichten.“ Aus der Sicht der elfjährigen Tochter erzählt Jennifer Egan im Eröffnungskapitel

von der so rätsel-wie schicksalhaften Begegnung mit dem reichen, mächtigen Dexter Styles am Strand vor den Toren New Yorks. Dass ihr Vater Eddie, nach dem Börsencrash tief gefallen, als Handlanger für Kleinkriminelle Mitte der 30er Jahre um das Überleben der Familie kämpfen muss, ist schnell klar. Aber was mag er mit dem reichen Dexter Styles ausgehandelt haben – oder eben auch nicht?

Etlliche Jahre, aber im Buch nur ein paar Seiten später, ist Anna Kerrigans Vater von einem Tag auf den anderen spurlos verschwun-

den. Die 19-Jährige hält die Mutter und ihre schwer behinderte und noch mehr geliebte Schwester Lydia als Marinetaucherin im Hafen von New York über Wasser. Der Zweite Weltkrieg mit akutem Mangel an männlicher Arbeitskraft hat ihr die Erfüllung dieses sehr eigenen Berufsraums möglich gemacht. 90 Kilo wiegt ihr Taucheranzug, noch viel schwerer wiegen die männlichen Vorurteile jener Jahre gegen Frauen mit Lohnarbeit.

Jennifer Egan's außergewöhnliche Hauptfigur setzt sich durch. Unerschrocken geht sie dem Ver-



Jennifer Egan
Manhattan Beach
S. Fischer, 496 Seiten,
22 Euro

schwinden ihres Vaters auf den Grund, als der Nachtclubbesitzer Dexter Styles wieder in ihr Leben tritt. Der Gangster mit guten Manieren interessiert sich nach einer Zufallsbegegnung für ihre Arbeit

am Grund der riesigen New Yorker Marinewerft wie auch für die junge Frau insgesamt. So sehr, dass er irgendwann selbst unter Lebensgefahr am Grund des modrigen Hafenbeckens mit ihr nach Annas Vater suchen wird.

Jennifer Egan, Jahrgang 1962, hat sich mit raffiniert, originell und mitreißend zusammengebauten Kunststücken wie „Vom anderen Ende der Welt“ (2012) in die Herzen von Publikum und Kritikern geschrieben. Elf scheinbar selbstständigen Erzählungen in unterschiedlicher Form, eine davon eine Power-

point-Präsentation aus der Welt der digitalisierten Musikindustrie, entpuppen sich bei genauem Hinsehen als – Roman.

„Manhattan Beach“ ist das in einem vollkommen konventionellen Sinn: Hier wird chronologisch geradeaus erzählt, abwechselnd aus der Perspektive der drei komplexen Hauptfiguren. Die Autorin interessiert sich für den alten, auch in New York ja längst zur Freizeitmeile umfunktionierten Hafen als Arbeitsplatz genauso wie mit nüchternem Blick für das Gangstermilieu der 30er und 40er Jahre.

Auch wenn die Erde bebt, fällt so ein Turm nicht um

Architektur Gegen Mexiko City zog Frankfurt beim Hochhaus-Preis am Ende den Kürzeren

Der Internationale Hochhauspreis, organisiert vom Deutschen Architekturmuseum, der Stadt Frankfurt und der Deka-Bank, hat einen ungewöhnlichen Gewinner: Der 246 Meter hohe Torre Reforma, das höchste Gebäude Mexiko Citys, bezieht sich auf die Bautradition der Azteken.

VON ENRICO SANTIFALLER

„Irgendein schickes Hochhaus“ für diesen Ort zu entwerfen, das ging nicht. Als Claudia Meixner, Florian Schlüter und Martin Wendt 2012 verschiedene Ansätze für den Wettbewerb um die Umwidmung des Henninger-Turmes in ein Wohnhochhaus durchspielten, wollten sie an der ursprünglichen Großform festhalten. Aus Respekt vor Ort und Vorgeschichte. Der Entwurf des Trios gewann. Im August 2018 wurde der „neue“ Henninger-Turm fertiggestellt, die 208 Wohnungen wurden bezogen, und das Restaurant an der Spitze eröffnete im Oktober.

Beim inzwischen achten Internationalen Hochhauspreis, der von der Stadt Frankfurt, dem Deut-

schen Architekturmuseum (DAM) und der Deka-Bank ausgelobt wird, bekam das neu-alte Frankfurter Wahrzeichen immerhin eine „Nominierung“. Aus weit über 1000 Hochhäusern, die in den vergangenen zwei Jahren fertiggestellt wurden und mehr als 100 Meter hoch sind, hatten Mitarbeiter des DAM 36 „herausragende Gebäude“ ausgewählt, eben „nominiert“. Weiter konnte sich der neue Henninger-Turm gegenüber seinen Konkurrenten aber nicht durchsetzen: Die „schwer nachzuvollziehende Geschichte“ dieses Bauwerks ließ sich, so Kulturdezernentin Ina Hartwig, „nicht vermitteln“.

Erfahrung der Azteken

Betrachtet man die 35 anderen Nominierten, weiß man, warum: Es sind überwiegend spektakuläre Formen, willkürliche Skulpturen, eben „schicke“ Türme, keine „emotionalen Denkmäler“ – Hochhäuser also, die im kollektiven Gedächtnis der Stadt und ihrer Bürger verankert sind. Der Turm, der sich gegenüber den vier weiteren Finalisten – das Chaoyang Park Plaza in Peking, das Oasia Hotel Downtown in Singa-

pur, das MahaNakhon in Bangkok sowie die Beirut Terraces in Beirut – am Ende behauptete, ist eine Ausnahme: der Torre Reforma in Mexiko City. Seine Konstruktion fußt auf den lokalen, das heißt aztekischen Bauraditionen.

Der Architekt des Büroturmes, L. Benjamin Romano, international hochgeachteter Hochschullehrer und Gründer des in Mexiko City beheimateten Architekturbüros LBR&A, berichtete gestern, wie er auf diese Idee kam: Nur massive Ziegelgebäude, die das baukünstlerische Erbe der Region annehmen, und eben nicht die von der US-amerikanischen Bautechnologie beeinflussten Stahlkonstruktionen überlebten die schweren Erdbeben, die Mexiko häufig erschüttern.

Die Vorfahren, sagte er, wussten, „dass es hier immer seismische Aktivitäten gegeben hat und immer wieder geben wird“. Entsprechend richteten sie auch ihre Bauweise danach aus. Romano ist freilich alles andere als ein Vergangenheitsromantiker. Für sein Hochhaus, dessen Form an ein geöffnetes Buch erinnert, interpretierte er die Tradition neu: Er ersetzte die Ziegel durch

Beton, durch „flüssigen Stein“, wie er sagte. Zwei Betonwände statt der üblichen Stahlbetonpfeiler wurden 60 Meter tief im Felsboden verankert, oberirdisch ragen sie bis zu 246 Meter Höhe. Die dritte Seite bildet eine Stahl-Glas-Fassade, wobei die insgesamt 57 Geschosse an den beiden Betonwänden aufgehängt wurden. Darüber hinaus benötigt der Torre Reforma auch weniger Energie als andere mexikanische Gebäude: US-Experten rieten Romano, zur Verschattung in jedem zweiten Geschoss Sonnensegel aus Beton einzusetzen. Trotz Glasfassade heizen sich die Büros nicht auf, energieintensive Klimaanlagen werden nicht benötigt.

Wälder aus Stahl

Auch die vier anderen Finalisten sowie die übrigen 31 Nominierten halten hohe Umweltstandards ein. Anders ausgedrückt: Der Klimaschutz ist auf der ganzen Welt angekommen – selbst bei solchen Gebäuden, die wegen ihrer Höhe und aufwändigen Konstruktionen wenig umweltfreundlich sind.

Dass Hochhäuser über ihre eigentliche Funktion hinaus auch im-

mer Symbole der Wirtschaftskraft, der sozialen, politischen und (bau-)kulturellen Verhältnisse eines Landes sind, erschwert eine internationale Architektur-Konkurrenz: Wer wollte beurteilen, welche Nation besser ist?

DAM-Direktor Peter C. Schmal erklärte, dass in Deutschland in den vergangenen beiden Jahren nur drei Hochhäuser fertiggestellt wurden. Zum Vergleich: 36 in New York City, 16 in Singapur. In den asiatischen Zehn- bis Zwanzig-Millionen-Einwohner-Städte wie Peking oder Shanghai entstehen ganze Hochhaus-Wälder, um der in die Städte strebenden Landbevölkerung ein meist anspruchsvolles Dach über dem Kopf zu geben.

Der von Schmals Vorgängerin Ingeborg Flaggé 2004 initiierte Hochhaus-Preis ist eher ein Instrument, globale Trends und Entwicklungen zu beobachten. Dass dann ein Gebäude als Sieger daraus hervorgeht, das auf den Erfahrungen früherer Generationen aufbaut, ist umso reizvoller. Und versöhnt vielleicht die Frankfurter, auch wenn ihr „emotionales Denkmal“ nicht den Preis gewinnen konnte.



Wettbewerbssieger: Das von dem Architekten L. Benjamin Romano entworfene Gebäude Torre Reforma (links) in Mexiko-Stadt. Foto: dpa